UEBER DIE (CENSUR)

Georg Wolfgang Karl Lochner



<36632736060011



Ueber die Censur.

München 1843.
Georg Franz.

Vorwort.

Dem Verfasser der nachfolgenden Blätter ist nicht unbekannt, daß man sich durch eine Vertheidigung, ja Rechtfertigung der Censur keineswegs eine Leiter in den Himmel des Liberalismus baut, und daß es, um von den Comptoiren der Literatur gepriesen zu werden, weit gerathener ist, in das eintönige Lied der Preßfreiheit mit einzustimmen. Indem er daher auf eine Anerkennung von dieser Seite her gleich von Anfang an verzichtet hat, fühlt er sich doch auch gedrungen zu erklären, daß er trotz der zu erwartenden Angriffe und Verketzerungen, welchen seine Ansicht ausgesetzt seyn wird, dennoch Muth genug fühlt, um sie öffentlich auszusprechen. Er würde daher auch kein Bedenken getragen haben, seinen Namen der Schrift vorzusetzen, wenn er sich schmeicheln könnte, daß er auf dem Felde der Literatur bekannt genug wäre, um durch denselben allein bereits ein Gewicht in die Wagschale zu legen. Da er aber weder durch seine Stellung im Staate, noch in der Literatur auf einen solchen Vortheil Anspruch machen kann, so hat er

vorgezogen, eine tief befestigte und erst durch das Geschrei der Gegenwart recht lebendig gewordene Ansicht auch ohne diesen Schutz, den der Name des Verfassers gewährt, hinausgehen und sich Anerkennung erwerben zu lassen. Was gut, wahr und vernunftgemäß ist, bedarf keiner weitern Hülfe und Empfehlung. Jacta est alea!

Geschrieben am 8. Mai 1843.

Ueber die Censur.

Der Grundirrthum aller Bewegungen in unserer Zeit stammt mit vielen andern nur — wie man zu sagen pflegt — in der Idee nicht aber in der Wirklichkeit Stich haltenden Behauptungen und Ansichten noch aus der Revolution und ist kein anderer als der auch von den Communisten wiederum aufgefaßte allgemeiner und ursprünglicher Gleichheit. Wie diese Sekte auf nichts Geringeres ausgeht, als diesen Grundsatz in dem Besitzverhältniß geltend zu machen, so will man in Deutschland, wo jener methodisch ausgebildete Wahnsinn noch nicht so Wurzel geschlagen hat noch Wurzel schlagen wird, wenigstens das geistige Recht in Anspruch nehmen, das ein jeder Mensch auf Veröffentlichung seiner Gedanken habe, und man folgert daraus, daß die gegen dieses Recht ergriffenen Maßregeln nicht allein ein Unrecht gegen den Einzelnen, sondern auch eine Beeinträchtigung Aller seyen, daß nicht nur ein Rechtszustand wieder hergestellt werden müsse, der durch diese Maßregeln, die Censur, widerrechtlicher, gewalthätiger Weise verzögert oder gar unterdrückt werde, sondern daß man auch die Vortheile und Wohlthaten, welche die Welt aus dieser freien Aeußerung des Gedankens empfangen werde, ihr nicht länger vorenthalten noch sie in ihrem wahren Besten verkürzen dürfe. Da sich diese Idee gegenwärtig allenthalben, im Ständehaus wie in den Salons, in Versen wie in Prosa, geltend zu machen sucht, so dürfte es nothwendig seyn, ihr nicht mit der bloßen Ge-

walt entgegenzutreten, der sie freilich ihre leidenschaftlichen Deklamationen nicht ohne Erfolg entgegenhält, sondern in ruhiger Untersuchung folgende Fragen zu betrachten und zu beantworten: hat dieses Recht, seine Meinung auszusprechen, ein jeder Mensch wirklich in gleichem Maße als ihm, nicht etwa der Anspruch auf den Schutz der Gesetze, nein! sondern auf Athmen und Leben zusteht? ist ferner die von dem Staate bisher ausgeübte Befugniß der Censur eine Beeinträchtigung der Menschenrechte oder übt er darin ein ihm als Staat zustehendes Recht? wird endlich das wahre Wohl der Menschheit durch die vom Staat bisher ausgeübten Maßregeln der Censur, der Prävention und der Unterdrückung, wirklich beeinträchtigt und gefährdet.

Die Frage über gleiche Geistesrechte führt uns zunächst auf die Gleichheit der Menschen auch in leiblicher Hinsicht. Daß hierin nicht alle gleich sind, braucht man nicht erst zu beweisen. Wären die Menschen alle unter gleichen Bedingungen, von Vater und Mutter aus, erzeugt, geboren und erzogen, so ließe sich eine physische Gleichheit derselben allerdings annehmen. In rohen, dem Naturzustand — so zu sagen — noch nahestehenden Völkern findet sich eine gewisse äußerliche Gleichheit; wie die alten Germanen alle von gleicher Größe, gleicher Farbe der Haut, des Haares und der Augen waren, so wiederholt sich dieselbe Erscheinung bei allen Völkern, die unter ähnlichen Bedingungen existirten; aber im Verlaufe der Zeit, bei Vermischung der Stämme, als sich z. B. der germanische Stamm mit dem romanischen und slawischen verband, mußten Abstufungen entstehen, welche den angebornen Grundcharakter bedeutend modificirten. Wie so die Kreuzung der Racen eine Aenderung der ursprünglichen Gleichheit herbeiführt, eben so die bei vergrößerter Ausdehnung der Stämme eintretende Verschiedenheit der Lebensweise, der Sitte, des Wohnorts. Der Bergbewohner wird sich von dem Hirten der Steppe und Haide, der Ackerbauer von dem Nomaden und Jäger, der Seemann und

Krieger von dem Handwerker, dem Künstler, dem Gelehrten, auch im Aeußern wesentlich unterscheiden. So wird sich im Laufe einiger Jahrzehente, höchstens eines Jahrhunderts von selbst eine physische Verschiedenheit gestaltet haben, die von Niemand kann in Abrede gestellt werden. Nur der Bretagner, der Normann und der Provençale, nicht der Elsaßer oder Burgunder, ist der geborne Matrose Frankreichs; nur der Friese und Niederrheiner hat die deutschen Schiffe im Mittelalter nach Palästina und Aegypten gesteuert, und so ist der zum Hirten und Landmann bestimmte Slawe ungeachtet der seit etwa anderthalb Jahrhunderten ganz veränderten politischen Stellung Rußlands noch immer kein Seemann, der sich dem Dänen oder dem Engländer vergleichen könne. Worin bei übrigens scheinbar gleicher Beschaffenheit des Leibes diese Verschiedenheit liege, mögen Andere untersuchen und entscheiden; hier genügt es, auf ihr Vorhandenseyn hinzuweisen, aus welcher sich sodann eine vollständige Verschiedenheit selbst derjenigen, die anfänglich von gleicher Race gewesen sind, von selbst ergibt. Ob die Menschen von Einem Paare abstammen oder nicht, ist eine für das faktische Verhältniß gänzlich gleichgültige Frage, die man den Theologen und den Naturforschern überlassen kann, durch welche aber, sie möge so oder so beantwortet werden, man müßte denn die bekanntlich zum Scherze gewordene Verwandtschaft aller Menschen von Adam an in seltsamem Ernste nehmen, die gegenwärtigen Zustände nicht mehr berührt werden können. Denn so viel bleibt auch hier gewiß, daß die Annahme eines ursprünglich ersten Menschenpaares, zu der man sich trotz ihrer Widersinnigkeit gegenwärtig theils aus theologischen, theils aus naturhistorischen Gründen, bei denen aber freilich erst zu untersuchen wäre, wie weit religiöse Ansichten auf sie eingewirkt haben, wieder hinzuneigen scheint, keineswegs eine gegenwärtig bestehende so gänzliche Verschiedenheit ausschließt, als wenn sie von Anfang an existirt hätte. Wie Gewächse durch Verpflanzung in anderes, ent-

weder besseres oder schlechteres, Klima verkümmern oder auch sich veredeln, wie Thierraçen bis zur Unkenntlichkeit verwildern und ausarten, so muß auch — gesetzt obgleich nicht zugegeben, der Botokude und der Congo Neger stammten mit dem Tscherkessen von Einem Aelternpaare ab, — für die Gegenwart eine so gänzliche Verschiedenheit angenommen werden, als hätte sie von Anfang an existirt. Die Menschenraçen sind somit physisch ungleich.

Nun zeigt aber eine durch die ganze Geschichte hindurch gehende Beobachtung, wie einzelnen Stämmen eine nicht nur physische, sondern auch moralische Ueberlegenheit über andere beigewohnt habe. An einen solchen Unterschied erinnert das ganze Kasten- oder Farbenverhältniß der Hindus; die Inkas in Peru wurden ohne Waffengewalt von den Eingebornen als Söhne der Sonne anerkannt; vor den Asen unter Odin, welche sich des skandinavischen Nordens bemächtigten, mußten Finnen und Lappen in die äußersten Marken entweichen; der Stamm der Herakliden oder Dorer in Griechenland, die Germanen in Oberitalien, die Franken in Gallien, die Normänner in England, die Waräger in den slawischen Stämmen am Dniepr und Dnistr — diese alle sind unabweisliche Zeugnisse für eine solche freilich zunächst physische aber auch moralische Ueberlegenheit. Nicht blos die Gewalt der Waffen erklärt es, sondern auch das von den Besiegten selbst anerkannte geistige Uebergewicht. Der Russe erkennt die größere Tüchtigkeit des Deutschen unbedingt an, und eine Uebersicht der im russischen Reich, selbst in der Armee, hervortretenden Namen zeigt dieses Verhältniß ganz deutlich; der Europäer überhaupt, selbst der ganz rohe Matrose, erwirbt, wenn er zu wilden Völkern verschlagen wird, ohne Mühe eine Art von Herrschaft über sie; der Neger spricht in seinen Sagen und Mährchen geradezu aus, daß der Weiße mit den Gütern des Geistes von der Gottheit besonders bedacht und bevorzugt worden ist; kurz, eine auch in geistiger Hinsicht von uraltester Zeit her bestandene Ungleich-

heit ist etwas so Unleugbares, daß man sich die Augen absichtlich verschließen muß, wenn man sie nicht sehen will. Wir wollen nicht auf die heilige Geschichte zurückgehen, um daran zu erinnern, wie Ein Volk das auserwählte gewesen und zur geistigen Herrschaft über alle andere bestimmt worden ist; schon die ganze Profangeschichte zeigt diesen Unterschied auf das Unwiderlegbarste. Es giebt Völker, die wie das armenische seit Jahrtausenden das Joch der Dienstbarkeit getragen haben und so oft sie auch den Herrn wechseln mochten, niemals sich selbst in Freiheit gesetzt haben, während andern die Knechtschaft so unerträglich ist, daß sie entweder sich die Freiheit erkämpfen oder kläglich verkümmern. Wie aber für die Freiheit, für den Handel, für geistige Thätigkeit, für Geschicklichkeit im Handwerk und in der Kunst eine besondere Anlage nicht geleugnet werden kann, so wird auch überhaupt eine moralische Ungleichheit der Menschenracen nicht bestritten werden können. So gut wir einer jeden menschlichen Thätigkeit ihren relativen Werth lassen und dennoch niemals so einseitig seyn werden, um nicht unter ihnen selbst eine Rangordnung zu statuiren, eben so werden wir auch die relative Tüchtigkeit dieses und jenes Volkes anerkennen, aber dennoch wenn von Weltbeherrschenden Stämmen die Rede ist, unsere Blicke weder nach Asien, noch nach Afrika, noch nach Amerika werfen. Eine moralische Rangordnung der Menschenracen ist etwas eben so Unleugbares als es die physische ist.

Es müßte aber seltsam seyn, wenn das was im Allgemeinen Prinzip des Menschengeschlechtes ist nicht auch im Einzelnen statt finden sollte. Und allerdings findet sich diese physische und moralische Rangordnung auch im Einzelnen vor. Was bei den Griechen Göttersöhne, Zeusgeborne, bei den Peruanern Söhne der Sonne, bei andern Völkern auf andere Weise genannt wurde, das sind die bevorzugten, schon von der Natur zum Herrschen berufenen Geschlechter, denen die andern gemeineren Geschlechter sich willig fügten. Je

gesunder, einfacher, natürlicher, unverdorbener die Verhältnisse sind, desto gewisser wird eine solche Unterordnung von selbst statt finden; Revolutionen und Empörungen sind immer die Ergebnisse von verdorbenen Zuständen, an denen allerdings die Schuld mehr auf der herrschenden als auf der beherrschten Partei seyn kann. Aber eine Rückkehr zum Früheren führt nun und nimmermehr zu einer uniformen Stellung des Menschengeschlechts, die weder jemals war, noch jemals seyn wird, sondern, wenn ja ein gedeihlicher Zustand hervorgehen soll, zu einer Anerkennung der naturgemäßen Abstufung. Noch jetzt lassen sich ohne große Mühe in unseren fürstlichen und altadelichen Familien Beweise dafür finden, daß in ihnen eine gewisse angeborne Würde vorhanden ist, welche den unbefangenen Betrachter mit dem Gefühl durchdringt, daß Herrschen und Gebieten hier etwas Natürliches sey. Um eine solche Behauptung zu entkräften oder lächerlich zu machen, kann man vielleicht diese oder jene ausnahmsweise vorkommende Erscheinung aufführen, so wie unleugbar auch bei vielen dem Volk angehörenden Individuen eine ähnliche oder gleiche Bevorzugtheit der Gestalt zu finden ist; allein die Regel wird bekanntlich durch die Ausnahmen niemals umgestoßen, sondern erst bestätigt. Uebrigens ist es auch ganz natürlich, daß die schöpferische Kraft der Natur für den nothwendigen und unvermeidlichen Fall des Aussterbens, dem in die Länge kein Geschlecht entgehen kann, ein anderes erzeugt, welches an seine Stelle tritt. Aber zu wähnen, daß das nächste beste dazu geeignet wäre, würde Thorheit seyn. Schon der weise Statthalter der Insel Barataria sagte, selbst wenn es Kronen regnen sollte, würde doch keine auf den Kopf seiner Frau passen. Es giebt daher eine nicht blos in den Stämmen, sondern eben so gut auch in den Individuen vorhandene, auf Geburt, Erziehung, Bildung, Lebensart beruhende, wesentliche, aller chimärischen Gleichheit Trotz bietende Ungleichheit der Menschen.

Kann ja doch Jeder, ohne auf Natur und Geschichte

zurückzugehen, schon in seiner nächsten Umgebung, vielleicht in seiner eigenen Familie, eine spezifische Verschiedenheit der Individualitäten wahrnehmen. Wer viele Kinder hat, wird selten das Glück haben, lauter gleich begabte, gleich folgsame, gleich lernbegierige zu besitzen; bei aller angebornen Familienähnlichkeit werden sich doch schon wenige Jahre nach der Geburt die verschiedenen Charaktere an den Tag geben, und der Vater wird sich glücklich preisen, der unter einer großen Kinderzahl, trotz aller Sorgfalt der Erziehung und häuslichen Aufmerksamkeit, nicht wenigstens ein Kind hat, das entweder ganz mißrathen ist, oder doch keineswegs die der Pflege und Sorgfalt entsprechenden Früchte trägt. Während ein Sohn den väterlichen Erbtheil erhält, ja vermehrt, hat ihn der andere in wenigen Jahren durchgebracht; während der Eine im Stande ist, für eine ganze weitausgebreitete Familie zu sorgen, während er der Trost, der Rathgeber, der Helfer aller seiner Verwandten und Freunde ist, kann der Andere nicht einmal sich selbst berathen, geschweige denn Andere — und den Grundsatz werden wir wohl als unanfechtbar aufstellen dürfen: Wer sich nicht selbst helfen kann, taugt nicht zum Helfer für Andere; — kurz eine totale Verschiedenheit des Charakters, eben so wie der ganzen Persönlichkeit läßt sich schon in den Familien, im Privatleben erkennen.

Nun ist aber diese Verschiedenheit nicht nur anerkannt, sondern sie ist auch der Maßstab, nach welchem im gewöhnlichen Leben der Einzelne beurtheilt wird. Wir erlauben uns, nach dem Schein über einen Jeden, ob er zu etwas fähig sey oder nicht, unbedenklich zu entscheiden; es ist uns nicht gleichgiltig, wer dieses oder jenes besorgt. Ja, wir gehen darinnen noch weiter. Wir rufen gegen untüchtige und unbrauchbare Subjekte die öffentliche Hülfe an und würden es sehr übel aufnehmen, wenn man sie uns versagen wollte. Kaum vergeht eine Woche, daß nicht der eine oder der andere als Verschwender erklärt, für unfähig befunden wird,

Verträge abzuschließen, zu kaufen und zu verkaufen, sein eigenes Vermögen zu verwalten, daß er unter die Curatel eines Bruders, Schwagers, Oheims, überhaupt eines Verständigeren gestellt wird. Offenbar geschieht dieß nicht, weil man ihm die Fähigkeit, seine eigenen Angelegenheiten zu ordnen als ein Recht abspricht, das ihm überhaupt nicht gebührt; nein, sondern weil er durch sein Benehmen sich nicht als einen solchen bewiesen hat, dem man dieses Recht, ohne dadurch ihm selbst oder den andern den größten Schaden zu thun, ferner belassen darf, dem man es also ohne weiters zu entziehen befugt ist. Die persönliche Tüchtigkeit der Menschen dient also zum Maßstab nicht nur für unser persönliches, blos subjektives Urtheil über sie, sondern auch für ein solches Urtheil, durch das wir sie in der Ausübung ihrer Rechte und Freiheiten beschränken.

Finden sich daher bereits im Kreise der Familie solche Verhältnisse vor, in denen einem Individuum ein ihm an und für sich zustehendes Recht, das er wie Athmen und Leben als etwas Natürliches besitzt und ausübt, weil er zur Ausübung desselben nicht befähigt ist, oder es durch Mißbrauch verwirkt hat, entzogen wird, und wird diese den Einzelnen treffende Schmälerung seines Rechts, dieses scheinbare Unrecht, zur Wohlthat für alle übrigen, die durch Jenen nothwendig gefährdet seyn würden, warum sollten ganz dieselben Verhältnisse nicht im Staate wiederkehren? Wird nicht der Staat, indem er den Mörder zum Besten und zur Sicherheit aller Andern seines höchsten Gutes und Rechtes, des Lebens, beraubt und ihn auf die einzige sichere Art unschädlich macht, dadurch zum Wohlthäter aller Uebrigen? Entzieht er nicht den andern Verbrechern, ja sogar denen, die ohne eigene Schuld, durch Heimsuchung Gottes, den Verstand verloren haben, das Gut, welches dem Leben gleich, ja höher geachtet wird, die Freiheit? Aber an Mörder, an Wahnsinnige zu erinnern, ist kaum nothwendig — wiewohl unter andern unreifen und unbedachten Aeußerungen unserer

Zeit auch diese vernommen worden ist, man müsse die Freiheit bis zum Wahnsinn lieben! —, wir brauchen nur die ganz einfache Aehnlichkeit aufzustellen, daß, wie ein Hausvater denjenigen, der die Ordnung seines Hauses, die er nun einmal beliebt hat, zu stören geneigt ist, ohne alle Umstände aus demselben entfernt, wie er — nach dem gewöhnlichen Ausdruck — sein Hausrecht übt, ohne daß man ihm dasselbe zu verwehren, oder auch nur zu verargen gedenkt, das ganz gleiche Recht dem Staate zusteht. Will man aber die Entstehung des Staates aus der Familie bestreiten, will man ihn lieber aus dem Vertrage ableiten, durch den dem Recht des Stärkeren, der rohen Gewalt, ein Ende gemacht worden sey; immerhin, möge er so oder so entstanden seyn, so wird doch auch in einer aus dem Vertrag erwachsenen Gesellschaft dasselbe Recht obwalten; ein Klub z. B., der sich unter Voraussetzung vollkommener Uebereinstimmung aller Theilnehmer gebildet hat, wird, nachdem er sieht, daß ein die Ruhe störendes, mit dem Zweck und den Anordnungen der Gesellschaft stets zwieträchtiges Mitglied sich unter ihm befindet, dasselbe entweder zum Nachgeben und zur Einhaltung der Ruhe zwingen, oder, wenn dieß nicht möglich ist, sogar aus der Gesellschaft entfernen. Die Beispiele für solche Fälle sind zu nahe liegend, als daß sie nicht Jeder aus seiner eigenen Umgebung herholen könnte. Man wird daher immerhin das Recht der freien Rede unter diejenigen Rechte zählen können, welche wie Athmen und Leben zu den unumgänglichsten Bedingungen des Daseyns gehören, auf welche jeder Mensch ursprünglich den gleichen Anspruch hat. So gut aber Fälle eintreten können, in welchen selbst diese ersten Menschenrechte um der Erhaltung des Ganzen willen von dem Staate vernichtet oder beschränkt werden, eben so gut wird der Staat auch die freie Rede und Schrift durch ein ihm zu Gebote stehendes Mittel, die Censur, beschränken dürfen.

Wer aber sollte, wenn einmal die Nothwendigkeit dieser Beschränkung nachgewiesen ist, dieses Recht ausüben, wenn

nicht der Staat? So viel müssen wir nämlich dem Staat oder der Regierung von vorn herein zugestehen, daß sie die Fragen, um welche es sich handelt, am Besten versteht und ebenfalls auch das Beste beabsichtigt. Wir sagen das nicht in leerer Schmeichelei, sondern indem wir immerhin selbst der Meinung sind, daß mitunter auch von der Regierung Mißgriffe gemacht werden; auch die Regierenden sind Menschen, können irren, werden von Leidenschaften bewegt und sind allen Einflüssen wie der Privatmann unterworfen; wir sind daher weit entfernt, eine Unfehlbarkeit eines weltlichen Regiments anzuerkennen, da wir diese nicht einmal in geistlichen Dingen einräumen; indessen, so wie ein Vater selbst in dem Theuersten, was er hat, in der Erziehung seiner Kinder, Fehlgriffe thun, in der Verwaltung seines Vermögens, ohne im Mindesten ein Verschwender zu seyn, falsche Spekulationen machen kann, während man ihm die väterliche Gesinnung abzusprechen doch niemals berechtigt seyn wird, so hat man, glauben wir, bei jeder Regierung von vorne herein diese wohlwollende und väterliche Gesinnung zu statuiren und anzunehmen. Demnächst kann aber wiederum nicht geleugnet werden, daß sich in den Personen, welche mit dem Regiment beauftragt sind, theils durch Erfahrung, theils durch Tradition, theils durch Studium eine weit umfassendere und gründlichere Einsicht in die Verhältnisse vorfindet, als bei denen, die ausserhalb stehen, daß sie, schon insofern es ihr Metier ist, das sie eben so gut wie ein Anderer ein anderes theoretisch und praktisch erlernt haben oder doch erlernt haben sollen, dasselbe auch verstehen oder doch die Präsumption dieses Verständnisses für sich haben, während bei den Andern nicht einmal diese Präsumption vorhanden seyn kann. Keinem Handwerker wird ein Laie sich erlauben, in sein Gewerk einzureden oder ihn darüber belehren zu wollen; der Patient auf dem Krankenbette ergibt sich unbedingt in die Verfügungen der Aerzte, ohne mit ihnen über seine Kur zu räsonniren; dem Advokaten überläßt, wer einen Pro-

zeß hat, die Führung desselben, ohne ihm den Weg vorzuzeichnen; und so sollte denn auch füglich die Regierung als diejenige Autorität angesehen werden, welche das, was eigentlich Noth thut, nicht nur anzuordnen, einzurichten oder abzustellen den guten Willen hat, sondern auch die relativ meisten Kenntnisse und richtigsten Einsichten hiezu besitzt. Müssen wir dieß aber von der Regierung im Allgemeinen anerkennen, so können wir auch nicht umhin dieß in Bezug auf die Beschränkung des freien Aeusserungsrechtes auszusprechen. Der Staat ist somit vollkommen befugt, dasselbe auf eine ihm zweckmäßig scheinende Weise zu beschränken und das hierzu als das passendste bisher gewählte Mittel ist die Censur.

Man hat sich gegen dieses Mittel hauptsächlich deßwegen erhoben, weil es zuweilen auch irrig und fälschlich angewendet worden seyn mag; allein daraus läßt sich noch kein Beweis gegen die Zuträglichkeit des Mittels selber entnehmen. Eben so wenig, als aus dem Mißbrauch der Presse ein gegründeter Vorwand zur gänzlichen Unterdrückung derselben genommen werden kann, eben so wenig kann man das nothwendige Gegenmittel deßwegen verwerfen, weil es vielleicht gemißbraucht und falsch angewendet worden ist. Uebrigens kann ein schlechtes Buch, ein verführerischer Artikel Hunderte, ja Tausende vergiften oder wenigstens auf eine Zeit lang in Schaden bringen, während das Verbot eines Buches, das Streichen eines Artikels, blos den Verfasser und den Verleger in Nachtheil setzt. Die Schilderungen eines romantischen Räuberlebens haben, wie aktenmäßig bekannt ist, auf die Phantasie manches jungen Menschen höchst nachtheilig gewirkt; wie viele sind durch die Lektüre anderer schändlicher Bücher um die Reinheit ihrer Sitten, vielleicht selbst um die Gesundheit ihres Leibes gebracht worden! Nun sind wir weit entfernt, um dieser unleugbaren Nachtheile willen, welche der Bücherdruck möglich macht, ihn selbst zu verwünschen und zu verfluchen, aber mit ganz gleichem Rechte

muß man gegen das Uebel, welches die Censur gethan hat, das Uebel welches sie verhütet, in Anschlag bringen. Alle Deklamationen gegen diese Einrichtung laufen auf rein allgemeine, vage Beschuldigungen hinaus; das Unglück, welches die Censur anrichtet, gleicht den Wunden, die schon zugeheilt sind, ehe der Bader geholt ist; und die wirklich gegründeten Beschwerden beweisen nur, daß die einzelnen mit ihr beauftragten Behörden zu ängstlich, zu bedenklich sind, daß also spezielle Uebelstände in Lokalverhältnissen und Individualitäten vorhanden sind, welche sich vielleicht beseitigen lassen, vielleicht auch nicht, welche aber auf keinen Fall berechtigen, das ganze Institut zu verwerfen. So gut Polizei, Maut, Paßwesen und dergleichen Einrichtungen eine nothwendige Folge unserer Civilisation sind, manchmal vielleicht lästig, aber unumgänglich nothwendig, eben so gewiß muß auch eine wohlgeregelte Censur, d. h. eine Oberaufsicht über den geistigen Verkehr, in einem Staate angeordnet seyn und gehandhabt werden. Hat man sich darüber einmal verständigt, so wird man auch leicht einig werden können, ob Prävention oder Repression, oder aber eine Vereinigung beider zu ergreifen sey; was wir hier, da wir es nur mit dem allgemeinen Begriff der Censur zu thun haben, einstweilen nur berühren wollen, ohne darüber uns zu entscheiden.

Aber, wird eingewendet werden, diese Maßregel ist eine Beschränkung des menschlichen Geistes, eine Hemmkette des Fortschritts, eine Versündigung an der Menschheit; und, sagen Andere, sollen wir Deutsche allein diese Beschränkung erleiden, wir, das Heimathland der Reformation, während Spanien, das Vaterland der Inquisition, Preßfreiheit besitzt? während Andere England, Frankreich, vielleicht sogar Belgien und Amerika anführen, um die Wohlthaten einer freien Presse nachzuweisen, ja einzelne Stimmen sich bereits frohlockend über den hohen Grad politischer Bildung vernehmen lassen, welche dadurch auch den deutschen Frauen, als ächten Nach-

bildern der Pariser Salondamen, zuwachsen werde; kurz, die Ehre, der Vortheil, die Annehmlichkeit, Alles scheint die Preßfreiheit gleichmässig zu erheischen und unsere bisherige Beweisführung ganz umzustoßen. Wir müssen daher nothwendig uns noch auf zwei Fragen einlassen, erstens: Worin denn bisher dem menschlichen Geist in Wahrheit eine Beschränkung auferlegt worden sey? und sodann: Wer denn eigentlich die Wortführer und Interessenten bei dieser ganzen angeregten Diskussion sind?

Freilich gebricht es uns bei der Beantwortung dieser ersten Frage an allem und jedem wesentlichen Halt. Denn außer allgemeinen Deklamationen ist kein einziges Werk nahmhaft gemacht worden, durch dessen Unterdrückung dem Fortschritt des menschlichen Geistes wirklich Eintrag wäre gethan worden. Eine solche Behauptung muß überhaupt in einer Zeit, welche die kühnsten Untersuchungen über Religion und Staat hat erscheinen sehen, geradezu für unwahr und abgeschmackt erklärt werden. Daß einzelne Bücher unterdrückt, einzelne Journale verboten, einzelne Artikel gestrichen worden sind, soll das als eine Versündigung an der Menschheit angesehen werden? Wir fordern Jeden auf, ein verbotenes Werk zu bezeichnen, durch dessen Inhalt das wahre Wohl derselben gefördert worden wäre. — Daß einzelne Schriften Anfechtung erleiden, daß man sich hie und da ihrer Verbreitung widersetzt, wie könnte das auffallen? Es hieße doch wahrhaftig die Naivetät auf's Aeußerste treiben, wenn man von den Regierungen verlangte, sie sollten Schriften, in denen das, was sie als recht und gut anerkannt haben, mit aller Schärfe einer sophistischen Dialektik zerrissen und zerfressen wird, mit Jubel empfangen und etwa gar selber beschützen und befördern. Daß die Verfasser solcher Schriften behaupten, eine staatsgefährliche Absicht sey ihren fremd, sie schrieben nur im Interesse der Wissenschaft, sie wollten nur Aufklärung befördern, das will man ihnen gar gern glauben. Keiner will wissentlich Böses thun; aber

nicht ihnen kommt es zu, über die Wirkung ihrer Schriften zu urtheilen, und man mag immerhin annehmen, daß sie wirklich nur das Gute wollen. Allein das hebt den Einwurf, der gegen ihre Schriften gemacht wird, noch nicht auf. So weit geht freilich die Unverschämtheit nicht, daß Obscönitäten gerechtfertigt und vertheidigt werden sollen, darin wird man einstimmen, daß die Produkte einer Feder, wie des Marquis de Sade, unterdrückt werden müssen; aber aller Aberwitz, der in religiöser und politischer Hinsicht ausgebrütet worden ist, der soll im Interesse der Wissenschaft, der Aufklärung, der allgemeinen Wohlfahrt unbedenklich zu Markte gebracht werden. Glaubt man etwa, das Räsonnement, welches die bestehende bürgerliche Ordnung angreift, durch welches die Achtung vor dem Gesetz, die Scheu vor dem göttlichen Gebot erschüttert werden soll, sey weniger gefährlich als die unsittlichen Gemälde eines Grecourt oder Casanova? Wir meinen, sogar noch mehr. Denn während eine gesunde Natur sich von diesen Unfläthereien mit Eckel abwendet und den Appetit, den sie auch ohne das hat, durch solche welsche Geschichten nicht zu würzen braucht, wird die Sophistik, welche in jenen Untersuchungen alle ihre Künste entfaltet, alle Wohlmeinenden, die aus diesen Gegenständen nicht ihr Studium gemacht haben, mit Leichtigkeit umstricken und bethören, und eine Stimmung wird dadurch geweckt und hervorgerufen werden, welche das innerste Fundament des Staatslebens, das auf Gefühle der Achtung und des Vertrauens, nicht auf Zwang und Gewalt gelegt seyn muß, erschüttert und zerstört. Die Vortheile, welche dem gesammten Menschengeschlecht durch Werke, wie Rousseau's Contrat social oder ähnliche, zu Theil geworden sind, müssen vor der Hand noch als sehr problematisch angesehen werden, und wenn wir auch zugeben, daß die rohe Gewalt gegen ein Produkt des Geistes anzuwenden, einen unangenehmen Eindruck macht, so liegt doch eben so sehr am Tage, daß bei gänzlich verschiedener Richtung, hier destruirend, dort konservirend, an

eine friedliche Ausgleichung nicht gedacht werden kann, und der Vorwurf des Fanatismus in den meisten Fällen denen gemacht werden muß, welche mit der Fackel der Intelligenz in der Hand die Welt, die sie erleuchten zu wollen vorgeben, vielmehr in Brand stecken.

Es wird sich hierüber ein noch bestimmteres Urtheil fällen lassen, indem wir die ganze Partei derjenigen, welche über die Censur, als eine dem geistigen Wohle der Menschheit nachtheilige Einrichtung, Klage führen, da sie aus Interessenten verschiedener Art besteht, genauer ins Auge fassen, um nicht dem Einen durch Verwechselung mit dem Andern Unrecht zu thun und um uns über den Umfang und die Bedeutung dieser Partei vollkommen aufzuklären. Im Allgemeinen zerfällt sie in zwei große Theile, in Lesende und in Schreibende. Da sich annehmen läßt, daß jeder Einzelne lesen kann, was wenigstens in Deutschland entweder von Allen oder doch dem größten Theile gesagt werden darf, während sich in England und Frankreich, diesen viel gerühmten Ländern der Aufklärung, ein ganz anderes Verhältniß ergiebt, so ist das ganze Publikum darunter begriffen. Nun reicht aber das bloße mechanische Lesen noch nicht hin, sondern gerade wie zum wohlthätigen Genuß der Speisen ein gesunder und wohlbeschaffener Magen gehört, so gehört auch zum Lesen Urtheil und Verstand. Allein nicht nur mit der Wirkung der Lektüre verhält es sich auf gleiche Weise wie mit der Wirkung der Speisen, sondern das Bedürfniß der geistigen Nahrung steht ebenfalls dem der leiblichen Nahrung gleich. Ein großer Theil des lesefähigen Publikums hat vermöge seiner Beschäftigung und Lebensweise auch nur zu der allereinfachsten geistigen Kost Gelegenheit und Zeit; es liest nur was es schlechterdings lesen muß, etwa die Morgen- und Abendgebete, ein geistliches Lied, das Intelligenzblatt des Kreises, der Provinz oder des Städtchens, am Sonntag eine Predigt, ein Kapitel aus der Bibel, die Zeitung welche Neuigkeiten erzählt, und dergleichen. Wollte

man diesen Lesern zumuthen, leitende Artikel zu lesen, so würden sie sich davor bedanken. Den Alten würde ein Spiel und Geplauder bei der Pfeife Taback, den Jungen eine ähnliche Lust hundertmal lieber seyn als diese unfruchtbare oder nur Unkraut aussäende Lektüre. Wir wissen wohl, daß den Bewegungsmännern unserer Zeit, daß den Ausländern dieser einfache Sinn unseres Landvolks, gegenüber ihren Pächtern, die in alle Partheiungen der Politik eingeweiht sind, als eine verächtliche Bornirtheit erscheint: möge diese sogenannte Bornirtheit ihnen noch auf Jahrhunderte hinaus erhalten werden! Wir haben bisher noch nicht gefunden, daß jene durch politische Lektüre gebildeten Individuen weder weniger die Beute arglistiger und verschlagener Demagogen noch der Bestechung und der Verführung zum Schlechten weniger zugänglich gewesen wären, aber wir haben uns dagegen überzeugt, daß es unserm allerdings viel einfacher gebildeten Landvolke in den Augenblicken wichtiger Entscheidung nicht an dem rechten Entschluß gefehlt hat. Mit ihnen wird sich ein großer Theil der städtischen Bevölkerung ganz wohl vergleichen lassen, nur daß eine jede Stadt, in so ferne sie der Vereinigungspunkt Vieler ist, eine größere Mannigfaltigkeit der Individualitäten darbietet und namentlich auch der Sitz des Pauperismus und der Proletarier ist. In den Städten wird nun das Zeitungslesen bereits ein Bedürfniß, allerdings nur ein künstliches, aber doch ein Bedürfniß. Bei der Müssiggängerei und dem zur Gewohnheit gewordenen Wirthshausbesuch der Städter giebt es allerdings Hunderte und Tausende, die nichts Nöthigeres zu thun haben als die Zeitungsblätter zu verschlingen, welche von den Wirthen müssen aufgelegt werden. Nun ist es eine in Wahrheit betrübende Erscheinung, daß diese Blätter durch die Bank nur politischer Art sind, so zwar daß sie allgemein europäische oder deutsche, oder aber auch rein lokale und private Verhältnisse besprechen, mit Zugabe einiger Novellen und ähnlicher belletristischer Waare; eigentlich beleh-

rende Blätter aber über die mancherlei Gegenstände, die in Wahrheit dem Volke näher liegen, finden sich in der Regel nicht in seinen Händen. Freilich giebt es Blätter, welche über historische, technische, naturwissenschaftliche Gegenstände sich verbreiten, in nicht geringer Anzahl, aber die Masse der Städte liest sie nicht. Dieselbe Masse aber ist es, welche, wenn ihr einmal ein solches Klatschblatt entzogen wird, wie wir sie den Pilzen gleich als eine Spekulation auf das müssige Gerede, das Geklatsch, haben zu Hunderten schon entstehen und wieder vergehen sehen, das Geschrei über Censur und Preßzwang am lautesten anstimmt. Dieser Masse aber müssen wir das Stimmrecht in dieser Angelegenheit geradezu absprechen. Weder eigentliches Bedürfniß noch Ueberzeugung führt hier das Wort, sondern ein viel geringeres, kaum der Beachtung würdiges Motiv. Während man sich sonst auf das Kannegießern über kriegerische Ereignisse beschränkte, hat die Gegenwart, die in einem, Gott sey Dank! langjährigen Frieden den Krieg nur aus Beschreibungen und vom Hörensagen kennt, sich auf die administrativen Tendenzen der Regierungen geworfen und die eigene sociale Langeweile mit diesen weltverbessernden Planen zu vertreiben gesucht. Nun müßte es wahrhaftig wie im Paradiese zugehen, wenn Alles Allen recht wäre; erstlich ist das an sich unmöglich, und man muß bei der Einführung oder Durchführung einer Maßregel immer gewärtig seyn, daß der Eine oder der Andere in seinem bereits lange genossenen Rechte oder auch nur in einer behaglichen Gewohnheit gestört wird, es giebt also eine Anzahl solcher die ein subjektives Recht zum Tadel besitzen; an diese schließen sich dann die muthwilligen Räsonneurs an, die vermöge einer eigenthümlichen nicht gerade immer mit Böswilligkeit zusammenhängenden Richtung des Geistes gern an Allem und Jedem etwas auszustellen haben, durch natürliche Kurzsichtigkeit gehindert sich an einen scheinbaren Uebelstand anklammern, um aus diesem die Untauglichkeit des Ganzen zu beweisen, und mit ein

Paar allgemeinen und banalen Formeln, an denen es die liberalen Blätter der Gegenwart nicht fehlen lassen, ein Urtheil zusammenstoppeln, durch das sich Alles über Einen Leisten schlagen läßt. Nun ist es bekannt, wie diese Neigung zum Tadel durch das eigene Nichtsthun genährt wird, und da die Abneigung vor jeder gründlichen Erkenntniß sich höchst harmonisch damit vereint, so ist die Klasse der Frondeurs oder Räsonneurs gebildet, welche eben so gut im alten republikanischen Rom zu Hause war, wie in den modernen Hauptstädten Europas, und welche gerne sich selbst und die Welt von ihrer Wichtigkeit überzeugen möchte. Das alte Wort des Griechen: Zu beschwerlich ist den Meisten die Erforschung der Wahrheit, bewährt sich heutzutage noch im vollen Maße, und wir sehen allenthalben Leute sowohl auf der Bierbank als auch im Salon mit etwas Suade begabt die erhabensten Ideen über Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände und den bittersten Tadel über Regierungen aussprechen, während sie zu träge sind, sich der Mühe einer einzigen Aktenrecognition zu unterziehen, wodurch sie den wahren Bestand der Dinge hätten erfahren können. Weiß man endlich, mit welch harmloser Zuversicht ein Gerücht weiter getragen, eine einmal gehegte Ansicht, sey sie auch längst schon faktisch widerlegt, immer wieder aufs Tapet gebracht wird, so muß man vor diesem öffentlichen Gerede auch alle und jede Achtung verlieren, und wir können daher weder die Proletarier noch die Kannegießer und Frondeurs in dieser Sache für stimmfähig halten, sondern müssen von dieser blos lesenden Klasse, denen die Lektüre nichts weiter ist als etwas Salz, das ihre geschmacklose Existenz etwas pikanter macht, während sie eben so gut mit wie ohne Lektüre und Censur existiren könnten, zu denen übergehen, welche aus der Wissenschaft, sey es nun die abstrakte oder die angewandte, die Aufgabe ihres Lebens machen, oder, mit andern Worten, zu den Schreibenden.

Aber indem wir in diesem Uebergang begriffen sind,

fühlen wir uns gleichsam angehalten und hören eine Stimme, die uns fragt, ob wir denn alle Leser unter jenen Kategorien der Proletarier, Kannegießer und Frondeurs begriffen haben wollen? Der Himmel bewahre uns vor einem so ungerechten Urtheil. Wir wenden diese Prädikate lediglich auf die zur Genüge bezeichneten Individualitäten an und räumen ein, daß eine noch weit größere Anzahl, welche ebenfalls liest, theils aus dem oben erwähnten mit der künstlicheren Lebensweise der Städte zusammenhängenden theils aus einem wirklichen durch Geschäft und Amt bedingten Bedürfniß, sich über die Vorgänge der Welt stets in Kenntniß zu erhalten, weder als Proletarier noch als Frondeurs prädicirt werden kann. Das ist eben das Gute an der ganzen Sache, daß diese so wichtig thuende Parthei, welche gerne die Welt glauben möchte, daß ihr Alle und Jede zugethan wären, im Grunde doch nur sehr unbedeutend, auch numerisch unbedeutend ist, und ohne den Hinterhalt, welchen ganz andere Personen bilden, eigentlich so gut wie Null seyn würde.

Diesen Hinterhalt nemlich machen die Schreibenden aus, welche die Wissenschaft, wie oben gesagt, zur Aufgabe ihres Lebens machen. Wir haben absichtlich gesagt, die Schreibenden, weil wir sie wieder in zwei Theile sondern zu müssen glauben, in die Gelehrten und in die Literaten. Diese dürfen um so weniger mit Jenen verwechselt werden, als sie selbst gelegentlich ihnen den Handschuh hingeworfen, sie wegen ihrer Absonderung vom Volke, wegen ihrer nicht auf das Volk gerichteten Thätigkeit vor dem ganzen Publikum bald angeklagt bald verhöhnt haben; Jene aber würden eine Vermengung mit den Literaten ebenfalls wohl schwerlich sich zur Ehre rechnen. Man könnte sagen, ein Gelehrter sey eine Specialität, ein Literat eine Universalität; jener kenne nur eine Seite der unendlichen Wissenschaft, aber die genau und gründlich, diesem stehe mit Escamoteurs-Gewandtheit ein Urtheil über die heterogensten Dinge, besonders aber über Religion und Politik, Staatsleben und Volksleben, zu Ge-

bote. Jener behaupte, nur gründliches Lernen und vorsichtiges Prüfen führe mit den Jahren zur Weisheit und Erkenntniß; dieser, ein keckes und dreistes Urtheil gezieme vor Allem der Jugend, sie sey berufen, die Welt neu zu gestalten. Werke des Studiums, seyen die Sache der Gelehrten; der Tummelplatz der Literaten hingegen sey die Zeitung, das Journal, höchstens der Roman und das Gedicht. Viele haben die Sophisten des Alterthums in den Literaten wiederfinden wollen; so viel ist gewiß, daß nicht die wissenschaftliche Ergründung, sondern die Form, nicht der Gedanke, sondern die Sprache ihr Element ist, und sie werden sich selbst nicht verhehlen können, daß unter ihrer bereits etwas anrüchig werdenden Firma sich eine Menge Freibeuter und Wildlinge breit machen, die unter die Literatur gegangen sind wie jener Bettler unter die Millionäre zu gehen drohte, oder wie sonst ein junger Thunichtgut unter die Soldaten ging. Auf jeden Fall ist die Lebenssphäre der Literaten nicht die wissenschaftliche, sondern die journalistische Literatur, diese ephemere Erscheinung, die Bastardschwester der Wissenschaft, welche blos für den augenblicklichen Bedarf des Tages bestimmt ist. Es liegt am Tage, daß sie mit der Censur am allerhäufigsten in Widerspruch gerathen muß, und es wird sich zeigen, daß von ihr, der journalistischen Literatur, ganz allein oder doch hauptsächlich das Geschrei gegen die Preßbedrückung ausgeht.

Denn man fasse die beiden Klassen der Schreibenden, die Männer der Wissenschaft und die Männer der Tagesliteratur, näher ins Auge, so braucht es gar keine lange Nachweisung und umständliche Beweisführung, daß kein Gelehrter, wofern er nicht ebenfalls in die Journalistik eingreift, durch die Maßregel der Censur berührt werden wird. Daß in einem Staate, welcher gleiche Rechte der verschiedenen Confessionen anerkennt, solche Schriften, welche zum Angriff auf die eine oder andere Religionspartei bestimmt sind, Hindernisse erfahren, daß die offene Untersuchung der

Maßregeln, welche die Regierung in dem einen oder andern Falle ergreift, erschwert, ja untersagt wird, kann man das auffallend finden? Solche Fälle mögen allerdings auch zuweilen den eigentlichen Gelehrten, der sich aus dem stillen Heiligthum seiner Studierstube in die staubige Arena des täglichen Lebens herunterzusteigen berufen glaubt, veranlassen über die Censur und die Repressivmaßregeln Klage zu führen; es mag der Theologe, der Jurist, der Philosoph, der Mediciner davon berührt werden. Aber in ihrem eigenen Wirkungskreise möchte es schwerlich dazu kommen, daß sie bei gelehrten Schriften, die mehr noch der Zukunft als der Gegenwart, nur dem gelehrten Publikum, nicht dem Volke bestimmt sind, ein Hinderniß finden sollten. Man möge die Fälle nahmhaft machen! und wenn ja, nun so muß man sich gefallen lassen, was aus der Stellung in die man sich begiebt nothwendig hervorgeht. So sehr wir vermeiden, Einzelnes zu erwähnen, so können wir doch nicht umhin, auf das geschichtliche Werk, das den Einfluß eines großen Staats auf das übrige Europa schildern sollte, hinzuweisen, das mit den Noten des Censors und der obern Censurbehörde, welche durch einen wohl bekannten Publicisten und Stylisten repräsentirt wurde, in Druck erschienen ist. Diese Maßregel sollte dazu dienen den Censor und die Censur in ihrer Blöße hinzustellen; wir stehen aber keinen Augenblick an zu erklären, daß die Censoren durchweg namentlich in stylistischer Hinsicht in ihrem Rechte waren und daß nur die von eigener Ueberschätzung befangene Eitelkeit des Autors oder der ungeschickte Rath wohlgesinnter Freunde es war, welche ihn zu einem Schritte bewogen, durch den die Blößen seines schwachen Werkes erst recht in die Augen fallen. Wenn also hier der Proceß zwischen Autor und Censor gewiß nur zum Vortheil des Letztern ausfällt, so wird man bei den meisten andern Beschwerden nothwendig an die Inkonsequenz der französischen Demagogen erinnert, welche den Mord ihrer Widersacher als etwas Erlaubtes ja sogar Rechtmäßiges betrachten, für

sich aber die Abschaffung der Todesstrafe in Anspruch nehmen. Gerade so inkonsequent handelt der, welcher um einen schriftstellerischen Trieb zu befriedigen in die Oeffentlichkeit hinaustritt und über die für ihn hieraus etwa erwachsenden Nachtheile als über eine Ungerechtigkeit in lautes Wehklagen ausbricht.

Indessen wird ein solches Ereigniß bei den Gelehrten vom Fache nur eine vorübergehende Erscheinung seyn, bei den Literaten aber, wie wir sie oben charakterisirt haben, ist sie stehend geworden. Sie betrachten sich als die Verfechter der Interessen des Augenblicks, als die Vorkämpfer für das Wohl der Völker, die Freiheit des Gedankens, den Fortschritt des menschlichen Geistes. Nun wollen wir nicht bestreiten, daß die öffentliche Meinung besonders in der neuern Zeit zu einer ungeheuern Macht geworden ist, welche zu ignoriren kein Mensch ungestraft wagen darf. Es ist nothwendig und wird von den Regierungen selbst anerkannt, daß man das Volk, die große, bei den Maßregeln des Staates zwar materiell betheiligte, aber nicht unmittelbar mitwirkende Menge, über die öffentlichen Vorgänge theils vorher, theils nachher, wie das nun eben nothwendig ist, unterrichten müsse. Insoferne liegt die Oeffentlichkeit des Verfahrens selbst im Interesse der Regierung, und wie sich daher eine weise Regierung im geeigneten Falle derselben nicht entziehen wird, so ist auch nur von ihr selbst eine befriedigende Mittheilung zu erwarten. Auch kann man einräumen, daß in einzelnen Fällen Wünsche, die sich in dem Volke regen, Bedürfnisse, die es empfindet, Beschwerden, zu denen es sich berechtigt glaubt, auf dem Wege der Oeffentlichkeit ausgesprochen werden mögen, um dadurch der Regierung Anlaß zu geben, von selbst die Schritte zu thun, die im Interesse des allgemeinen Besten sind. Daß aber dieß Ausnahmen sind und bleiben müssen, daß der regelmäßige Gang des amtlichen Gesuchs und der amtlichen Beschwerde dadurch nicht aufgehoben werden dürfe, davon sind

wir fest überzeugt. Und warum? Weil alle diese scheinbar vom Volke ausgehenden Fragen, Wünsche und Beschwerden doch nur von einem oder einigen Einzelnen ausgehen, die sich der durch eine Zeitung gebotenen Maske der Allgemeinheit bedienen, um eine größere Geltung zu erhalten. Es klingt viel bedeutender, wenn es heißt: die Zeitung X. Y. Z. hat diesen Wunsch geäußert, diese Beschwerde ausgesprochen, als wenn man den Namen des Einsenders oder Mitarbeiters unter dem Aufsatze liest. Jeder umgiebt sich gern mit einem solchen Nimbus, als wäre er nur das Organ einer ganzen Partei, während bei näherer Betrachtung diese Strahlenkrone fast immer in ihr nebliges, dunstiges, windiges Nichts zerstieben wird. Man wende nicht dagegen ein, daß auch die Erlasse der Regierungen nur von Einzelnen ausgehen, daß also ganz in der Ordnung eine Ansicht der andern gegenüberstehe. Denn darauf wollen wir kein sonderliches Gewicht legen, daß durch das kollegialische Verfahren die Einsichten Mehrerer vereinigt, die Irrthümer Einzelner berichtigt und beseitigt, und somit eine ganz fehlerfreie Ansicht hergestellt werden könne. Der große Unterschied ist, daß die auf der Seite der Regierung Stehenden öffentliche Personen — personæ publicæ — sind, während auf der Seite des Volkes Jeder immer nur eine Privatperson — persona privata — bleibt; dort Befugte, hier Unbefugte; dort solche, die, wie schon oben erwähnt worden ist, durch Erfahrung, Tradition und Studium die Präsumption für sich haben, die öffentlichen Angelegenheiten gründlich zu verstehen, während bei den Anderen diese Präsumption gar nicht vorhanden seyn kann, und allgemeine Kenntnisse nebst einem natürlich guten Verstande noch nicht als ein Ersatz der aus der Praxis hervorgegangenen richtigen Einsicht in das Specielle können angesehen werden. In allen Debatten der Landstände, Kammern und Parlamente zeigt sich die Ueberlegenheit, welche die Regierung durch diese auf Urkunden und Akten gegründete Kenntniß besitzt, und man braucht nicht

eben nach England und Frankreich zu gehen, um zu sehen, wie leicht es ihr wird, fussend auf dem sichern Boden der Thatsachen die allgemeinen und vagen Angriffe zu zerstreuen und zu vernichten.

Wir wollen aber die Partei der Literaten selbst genauer ins Auge fassen. Da sehen wir sie sofort sich wieder in zwei Theile spalten, in die politische und in die poetische Fraktion. Die erstere, durch mehrere junge Männer repräsentirt, welche entweder geradezu dem juristischen Fache angehörig, oder durch allgemeine, meistens philologisch-historische Studien gebildet, die Bahn des langsame Beförderung versprechenden, außerdem mühseligen und für Wenige goldene Früchte tragenden Staatsdienerlebens scheuen und von Beispielen, wie Gentz und wenige sonst noch, angezogen, die theils glänzendere und bewegtere, theils wenigstens für den Augenblick einträglichere Laufbahn des Publizisten und Journalisten eingeschlagen haben, findet natürlich, indem sie entweder in Zeitungen und Journalen, oder auch in eigenen Schriften grössern und kleineren Umfangs gegenwärtige Zustände zu besprechen, d. h. meistens zu tadeln sich erlaubt, Grund genug, in die Klage über die Censur einzustimmen. Nun geben sich freilich alle diese Schriftsteller gleich von Anfang an ein gewaltiges Ansehen, und wollen für eine Autorität, wie etwa Schlözer seiner Zeit war, gehalten werden. Betrachten wir jedoch ihre Schriften näher, so werden die Verfasser selbst schwerlich behaupten, daß sie im Interesse der Wissenschaft geschrieben seyen, und daß sie im Interesse des öffentlichen Wohles verfaßt seyen, wie sie behaupten, getrauen wir uns geradezu zu widersprechen. Vielmehr glauben wir behaupten und beweisen zu können, daß die meisten dieser Fabrikate nach dem berühmten Rezept „viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit“ angefertigt sind, und auf die Lust des Publikums am Skandal spekuliren. Verhält es sich doch sogar mit solchen Büchern so, die, als von Höherstehenden ausgegangen, eine gewisse

Zuverlässigkeit schon durch den Namen ihres Verfassers in Anspruch nehmen. Von welchen Falschheiten z. B. wimmeln nicht die vor nicht langer Zeit erst erschienenen Memoiren eines Mannes, der bei unläugbar großen Verdiensten um die auf Urkunden gegründete Geschichtsforschung so lange er lebte als ein scharfer und schonungsloser Kritiker, vor dem keine Fabelei und Windmacherei Stand zu halten schien, wahrhaft gescheut und gefürchtet wurde! Und mit welchem Unmuthe hat man nicht sehen müssen, daß er theils ganz unwahre, theils wenigstens entstellte und verschrobene Sagen, oft blosses Stadtgeschwätz, wie es in vornehmen und in niedrigen Klatschbuden zu Markte gebracht wird, mit der Absicht in seinen Memoiren hinterließ, daß noch nach seinem Tode ein rechter Gestank aufgehen sollte! — Nun müßten wir den sich mit Staatsangelegenheiten beschäftigenden Literaten unserer Zeit, den sogenannten Publicisten, erstens wenigstens zumuthen, so weit und tief, als jener Mann es durch seine Stellung und persönlichen Verhältnisse seyn konnte, in die inneren Geheimnisse des Staatslebens eingeweiht zu seyn, und zweitens, daß sie mit der besten Absicht nur das Wahre und Rechte zu geben, was bei dem Erwähnten, der seiner alten Rancüne freien Lauf ließ, nicht der Fall war, an's Werk gingen. Allein das Erste kann wohl unbedingt verneint werden; denn wo wäre ein vielleicht eben erst dem Universitätsexamen entschlüpfter Literat im Stande, entweder selbst solche Erfahrungen gesammelt, oder durch seinen Charakter sich das Vertrauen zu solchen Mittheilungen erworben zu haben? im Gegentheil sind diese in der Regel der Ausfluß sehr unreiner Quellen, ohne alle authentische Zuverlässigkeit, und nur geeignet, um die Lästersucht, zu der wir alle etwas Neigung haben, durch Geschwätz über Rechtsverdrehung, Bestechlichkeit der Beamten, Sittenlosigkeit der niedern und der höhern Stände — ein besonders sehr ansprechendes und im Munde eines jungen Literaten schon um des Kontrastes willen interessantes Thema! — zu befriedigen.

Die Lauterkeit der Quellen und die Reinheit und Zuverläs-
sigkeit der Nachrichten ist also erstens in Zweifel zu ziehen,
und wir können mit voller Bestimmtheit versichern, daß wir
unter den vielen Broschüren und Büchern dieser Art, die
mit dem unverfänglichsten Titel: Betrachtungen, Studien,
Zustände u. dgl., uns zu Handen gekommen sind, kein ein-
ziges gefunden haben, in welchem nicht eben so im Lobe,
wie im Tadel die Unkenntniß der Wirklichkeit uns grell ent-
gegengetreten wäre. Aber nicht minder glauben wir auch
die Lauterkeit der Absicht und die Reinheit des Willens be-
zweifeln zu dürfen. Für den Ausländer kommt es uns min-
destens undankbar vor, wenn er, gleich einer Trollope, die
genossene Gastfreundschaft mit boshafter Erzählung der ihm
mitgetheilten Stadtklatschereien über Schwächen, Lächerlich-
keiten, Gebrechen der Regierung eines Landes ablohnen will,
für den Inländer aber sollte der alte Spruch als Weisung
dienen: il faut laver son linge sale en famille, und wenn
er wirklich Ursache zu klagen und zu tadeln hat, sollte er
bedenken, daß der Einzelne dem Vaterlande gegenüber stets
die Stellung des Kindes gegen die Eltern einzunehmen hat,
deren Schwächen und Gebrechen er nicht selbst als ein un-
natürlicher Sohn vor das gaffende und blos neugierige,
sonst aber theilnahmslose Auge der Welt zu ziehen hat. Wie
aber selbst bei dem anerkannt besten Willen die Erörterung
öffentlicher Angelegenheiten für den Privaten, so wie es sich
um Fakta und Zahlen handelt, ganz unmöglich ist, kann
man unter anderen bei einem wohlbekannten Werke sehen,
das erst vor etwa Jahresfrist in Norddeutschland erschienen
ist, und von dieser Seite leicht zu widerlegen war. Allein,
während hier eine ehrenwerthe Gesinnung zu achten und zu
erkennen ist, darf man wohl bei einem großen Theile der
Uebrigen nicht ohne guten Grund die Gesinnung in Zweifel
ziehen, und wir wenigstens sind der Meinung, daß, weil
der Vorschlag Spiegelberg's, oder eines seiner Gesellen, die
Evangelisten auf's Maul zu schlagen, bereits von Andern

zur Genüge ausgebeutet worden ist, sie diese andere ergiebige Fundgrube, wenigstens so lange es geht, zu ihrem Unterhalte bebauen. Indem wir so von den Publicisten Abschied nehmen, können wir nicht umhin zu bedauern, daß ein ehrenvoller Name, der ehedem einen gründlichen Kenner des öffentlichen deutschen Staatsrechts bezeichnete, wie Pütter und Klüber waren, nun herabgewürdigt worden ist, um Leute zu bezeichnen, die über öffentliche Dinge der Gegenwart in's Gelage hinein zu reden sich erdreisten.

Daß die andere, die poetische Fraction bei der Censurfrage betheiligt seyn könnte, hätte man vor dem Erscheinen der politischen Lieder — wozu natürlich auch die unpolitischen gerechnet werden müssen — kaum für möglich gehalten. Denn die Poesie an sich ist etwas den Zeitfragen so Fremdes, daß die Erscheinung dieser rein politischen Dichtungen eine allerdings, um den Geist dieser Zeit zu bezeichnen, sehr bedeutungsvolle gewesen ist. Es war thöricht, die Frage aufzuwerfen, ob das wirklich Poesie sey; als ob nicht auch ein Hochzeitslied, ein Sterbecarmen, oder ein anderes Gelegenheitsgedicht wahrhafte Poesie enthalten könne! als ob nicht Pindar's Hymnen Poesie seyen! Hierüber war die Entscheidung des guten Geschmackes ganz allein gültig, und es galt hier wie anderwärts die Regel: tous les genres sont bons, excepté le genre ennuyeux. Aber nicht, weil sie politischen Inhalts sind und wichtige Fragen der Gegenwart behandeln, taugen diese Lieder etwas, sondern weil mit Witz und Geschick eine interessante Seite hervorgehoben und behandelt worden ist. Wir zweifeln nicht, daß sich an den trockensten Partieen des Staatslebens, der Civilliste, der Schuldentilgung, den Ersparnissen oder Erübrigungen u. dgl. ein Moment finden lasse, das zwar nicht der eigentlichen Lyrik aber doch der Satyre mundgerecht gemacht werden könne. War aber schon jene Frage thöricht, so war die ernsthaft pedantische Art nicht minder lächerlich, mit welcher ein Ritter dieser neuen Dame sofort in die Schran-

ken trat und männiglich beweisen wollte, diese politische Poesie Deutschlands habe schon von jeher, ja sogar bei der Hermannsschlacht existirt, zu welchem Ende er denn alle Kriegslieder, Schlachtgesänge, selbst Luther's Kirchenlied: „Eine feste Burg ist unser Gott," in dieselbe Kategorie mit den Liedern eines Lebenden, eines Nachtwächters u. s. w. gesetzt hat; wahrhaftig, eine von merkwürdiger Verblendung zeugende Vermengung ganz geschiedener Stoffe! Das einzig wahrhaft Gute in seinem über die Gebühr ausgesponnenen Aufsatze ist die Nachweisung, daß es nicht sowohl die politischen, als vielmehr die ästhetischen Opponenten seyen, welche die geharnischte Muse der neuen Tyrtäen zu fürchten habe. Allerdings werden die politischen Gegner gegen die Verse, welche entweder die Lacher, oder die Sentimentalen, oder die Frommen auf ihre Seite ziehen; es wird Prosa gegen Poesie, das schwere Fußvolk gegen die leichten Plänkler der Steppe, die hier angegriffen sich dorthin flüchten, und am Ende das Ganze für einen Scherz, für einen Witz erklären, jederzeit im Nachtheil bleiben, und wenn sie zu ihrer letzten Nothwehr, der Gewalt, die Zuflucht nehmen, so wird sich die öffentliche Stimme der Bedrängten erbarmen, und wird jede Strafe, Geldbuße, Gefängniß, Exil, geschweige denn Lebensstrafe, für viel zu hart erklären. Denn was ist's am Ende auch? Man geht, wie uns dünkt, hierbei von einer ganz irrigen Ansicht, von einer Ueberschätzung dieser Produkte aus. Und diese wird aus Folgendem klar hervorgehen.

Gedichte sind durchaus nichts anderes, als was die Blumen und Blüthen des Frühlings, die Ergebnisse einer die Lebensatmosphäre einer Individualität, welche dafür empfänglich ist, durchdringenden und erfüllenden Kraft. Nicht die Rose macht den Frühling, nicht der Gesang der Lerche ruft den Lenz herbei, sondern Nachtigall und Rose, Lerchensang und Blumenduft sind das Resultat des Frühlings. So bringt eine Zeit zwar Gedichte hervor, aber sie wird

nicht von den Gedichten hervorgebracht, und die politischen Poeten unserer Zeit haben gut reden von ihrer Einwirkung auf die Zeit, von ihrer Verkündigung einer neuen Morgenröthe — wäre diese Morgenröthe nicht schon angebrochen, kein einziger Triller würde sich haben hören lassen. Ihre Gedichte selbst sind die deutlichsten Beweise, daß wir eine Schreib- und Redefreiheit geniessen, die so wenig hart gehalten, so wenig streng gezügelt ist, daß sie bereits in ein Extrem überzugehen anfängt. Man blicke in die Napoleonische Zeit zurück, — da wäre Zeit gewesen, zu singen und gleich einem Tyrtäos in die Posaune des Schlachtenlärms zu stoßen. Was ist aber aus jener ganzen Zeit aufzuzeigen? Nichts, oder so gut wie Nichts, wenn man nicht die von einem preußischen Kriegsrath vor Kurzem wieder aufgefrischte Erinnerung an ein von ihm verfaßtes, irrthümlich aber Schillern zugeschriebenes Lied gegen Napoleon und vielleicht ein Paar ähnliche Machwerke will als Etwas gelten lassen. Selbst jene nächsten Vorgänger unserer gegenwärtigen politischen Poesie, Rückert und Uhland, sind, jener mit seinen geharnischten Sonetten und dem Kranz der Zeit, dieser mit seinen würtembergischen Verfassungsliedern nur als Repräsentanten einer Richtung, die mehr oder minder bereits herrschend war, nicht als Vorboten derselben aufgetreten. Selbst das größte aller politischen Lieder der neueren Zeit, die Marseillaise, ist das Resultat einer allgemein verbreiteten Stimmung, nicht die Quelle derselben, und ohne eine solche bereits vorhandene Richtung kann ein solches Lied weder entstehen noch aber auch Anklang finden. Das ist der Grund, warum Becker's mit Unrecht und ächt nationalem Undank bekritteltes und verhöhntes Rheinlied wirklichen Anklang fand; — die allgemeine Gesinnung, die man den albernen und unwissenden Anmaßungen der Franzosen gegenübersetzte, war darin einfach, klar und kräftig ausgesprochen; es war ein wirklich nationales Wort zur rechten Zeit. Es haben sich aus Unmuth über diesen glücklichen Wurf, der dem

Dichter absichtslos und unbewußt gelang, durch den man einen Zankapfel zwischen die zwei Nationen geworfen glaubte, während er doch nur die Frage recht zum Bewußtseyn gebracht hatte, eine Menge Poeten zerarbeitet, die kosmopolitisch-demokratisch-communistischen Unklarheiten, welche in ihrem Kopfe gähren, in Verse zu bringen, von denen manche größere Kunst und Gewandtheit zeigen, als jenes Rheinlied des Nikolaus Becker; aber ist nur ein einziges dieser Gedichte etwas anderes geblieben als ein versificirter leitender Artikel von radikaldemokratischer Tendenz? So haben wir in kurzer Zeit vier bis fünf Abhandlungen über die politische Poesie bekommen, auch bereits eine recht gut geordnete und mit großer Parteilosigkeit veranstaltete Anthologie derselben, und die Nachahmer haben diesen Artikel so gangbar gefunden, daß sich seit ein Paar Jahren, weil man natürlich der Gelbveigeleinlieder und der Liebesschmerzen auch überdrüßig zu werden begann, eine nicht unbedeutende Literatur für Weltschmerz und Zeitfragen gebildet hat, die der Neuheit wegen auch ihr Publikum findet. Ohne in eine Kritik dieser Erscheinungen einzugehen, was hier nicht am rechten Orte seyn würde, müssen wir doch bemerken, daß nur das epigrammatische, persifflirende, selten vielleicht das tragische Element, mit einem Worte, doch nur die Satyre, das Publikum geködert hat, welches in einer ruhigen friedlichen Zeit, unangeregt von großartigen welterschütternden Ereignissen, nichts so sehr liebt als die Medisance und das Geklatsch. Man hat diese Gedichte mit Begierde gelesen, weil man sich gefreut hat, daß in einer gefälligen Form, unter der so etwas gar nicht wäre vermuthet worden, der Skandal, das Geklatsch, die Satyre sich Luft gemacht hatte und zu Markt gebracht worden war; angezogen von der Form, bestochen von dem Witz, hat man die Wahrheit und Unwahrheit ganz übersehen; war es auch nicht wahr, so war's doch gut erfunden; und man hat sich für diese Gedichte wenigstens zum Theil wegen ihrer Neuheit und Ei-

genthümlichkeit interessirt, gerade so wie man sich für einen sinnreich ausgedachten und glücklich durchgeführten Contrebandistenstreich allemal mehr interessiren wird, als für den glücklichen Fang, durch den der Douanier jenen vereitelt, oder wie Räuberromane und Spitzbubengeschichten mehr Leser finden als die Schilderungen ruhiger und friedlicher Zustände. Wenn man aber glaubt, daß sie je hätten eine Bewegung in der deutschen Nation hervorbringen können, so irrt man sich. Wenn sie hie und da verboten worden sind, so ist es geschehen, nicht weil man sie für staatsgefährlich hält und glaubt, daß durch sie die öffentliche Ruhe könnte gestört werden, sondern weil es über alle Massen naiv wäre, wenn man den offenen Verkauf von Reden und Aeußerungen verstattete, welche die Person oder die Handlungen der Regierenden lächerlich machen sollen. Was aber könnte nicht lächerlich gemacht werden? Daß der Witz oft nur Aberwitz, daß die Darstellung der Sache eine schiefe, einseitige und unrichtige ist; das thut dem Dichter in dem Auge des Publikums keinen Eintrag; es will nur lachen und sich belustigen, an eine ernstliche Untersuchung der Sache selbst denkt kein Leser solcher leichter Waare.

Aber gerade in diesem wahrlich aus einer sehr unansehnlichen, um nicht zu sagen unlautern Quelle entsprungenen Beifall wurzelt die Ueberschätzung dieser Poeten. Weil ihre Dichtungen begierig gelesen werden, so wähnen sie, es verhalte sich mit ihnen anders als mit den übrigen Produkten des Geistes; sie wähnen, sie seyen berufen den Kampf der Zeit auszufechten, und eine Unterdrückung ihrer Werke sey eine Sünde, ein Verrath an dem Genius der Menschheit. Die Presse frei! tönt ihr Schlachtgeschrei von Königsberg bis an die Ufer der Aar und Reuß, und sie fordern das Unsinnige als eine Wohlthat für die Menschheit, ohne vielleicht sich selbst recht bewußt zu seyn, daß es nur ihre eigene Person ist, welche es verlangt. Sie halten das augenblickliche Bedürfniß ihrer eigenen persönlichen Lage, in

welche sie aus freier Wahl und durch eigene Schuld gekommen sind, für das der übrigen Menschheit, und was die wenigen Choragen, von denen einer der bedeutendsten aus Ueberdruß am journalistischen Unwesen sich bereits förmlich losgesagt und sein Nachtwächterhorn in den Winkel gelegt hat, vorsingen, das leiert der Chor nach, der theils aus Literaten, theils aus solchen Lesenden besteht, wie wir sie oben geschildert haben. Wenn dasjenige Blatt, welches obschon auf wissenschaftlichem Wege diese radikalen Tendenzen am lautesten verkündigte, nur etwa sechshundert Abonnenten zählte, was will das heißen in dem weiten wißbegierigen, leselustigen Deutschland! Wahrlich auch wenn man auf diese Seite blickt, ergiebt sich weder eine solche Zahl, noch eine solche persönliche Bedeutung derjenigen, welche nach unbedingter Preßfreiheit rufen, daß sie berücksichtigt zu werden verdienen, und wir glauben vielmehr, das die Zeit ganz nahe ist, in welcher die Ueberzeugung, daß es eine vom Staat ausgehende, auf festen Grundlagen ruhende, regelmäßige Beschränkung der Redefreiheit und der Schreibfreiheit geben müsse, nicht allein durch die Gewalt sondern auch durch eigene Einsicht und Ueberzeugung allgemein verbreitet und herrschend seyn wird.

Jene Hinweisungen endlich auf andere Länder, welche die angeblichen Vortheile der Preßfreiheit genießen, können als kein Beweis für uns angesehen werden. Wir finden nicht, daß die Wohlfahrt eines Landes durch die in Zeitungen geführten Debatten gefördert werde, und gesetzt auch, daß die Zustände eines andern Landes eine solche allgemeine Theilnahme der Bevölkerung an den Parteiungen und den öffentlichen Zuständen erforderten, so haben Alle auch eingeräumt, daß mit dieser öffentlichen Besprechung so viel Verdrehung und Verunstaltung der Wahrheit verbunden ist, daß man die Schandjournalistik, welche man für ein Resultat der Censur und des Preßzwanges hat erklären wollen, wohl mit größerem Rechte hier zu suchen hat. Man hat gut re-

den, es stehe ja Jedem frei, sich gegen Angriffe wieder auf dem Wege der Oeffentlichkeit zu vertheidigen oder durch einen Prozeß sein gekränktes Recht zu wahren; — es ist doch wohl ohne allen Zweifel besser, Fürsorge zu treffen, daß solcher Unfug gar nicht statt finden kann, als den Einzelnen jedem Angriffe eines boshaften oder blos muthwilligen Gegners Preis zu geben und ihn zum Ersatz dafür auf den immer noch viel zu langen Rechtsweg zu verweisen. Die Schadloshaltung, auf die man angewiesen wird, ist um wenig besser als das Uebel selbst. Was man von England, Frankreich, Spanien und Amerika weiß, kann uns wahrhaftig nicht lüstern machen, diese Antastungen des Privatlebens, diese offenbaren Verläumdungen, diesen Zeitungsscandal auch bei uns zu sehen. Ja wir glauben sogar, es würde sich, wie man sich selbst in Frankreich und in Amerika anfängt mit Eckel von dem widerwärtigen und am Ende doch ganz unfruchtbaren, und nur aus dem unverholensten Egoismus entspringenden Parteigetreibe abzuwenden, in Deutschland der gesunde und solchem Wesen ganz abholde Sinn der Nation von selbst dadurch eine natürliche Schranke aufbauen, daß diese Blätter, wie wir es ja selbst schon erlebt haben, aus Mangel an Unterstützung und Theilnahme sich nicht halten könnten. Wozu also dem deutschen Volke unter dem leeren Vorwand, es erfordere es der Zeitgeist, ein Geschenk aufdringen wollen, das es von selbst zurückweisen würde? Mit unbedingter Zuversicht sprechen wir es aus: Der Charakter der deutschen Nation verschmäht diese ungebundene, schrankenlose Freiheit und würde sich nöthigenfalls selbst eine Grenzlinie ziehen. Möge die sociale Ausbildung anderer Nationen die Politik zur Nahrung ihres gewöhnlichen Verkehrs gemacht haben, — für uns wird schwerlich weder in den Salons noch in den niedrigen Sphären ein wahrhaft gefühltes Bedürfniß entstehen, aus ihr unsere gewöhnliche Unterhaltung zu entnehmen. So kann es auch nur ironisch gemeint gewesen seyn, wenn eine politische Bil-

dung und eine politische Conversation unserer Frauen in Aussicht gestellt wurde. Wer die weibliche Natur aus ihrem eigenen Reiche, dem Hause und der Familie, wo sie herrscht und gebietet, hinauszerren will in das laute Gedräng des Forums und in die unklare Verworrenheit rechtlicher Ansprüche, Meinungen und Forderungen, wer die wahnsinnige Idee einer Emancipation der Frauen von — wir wissen nicht was, es müßte denn Sitte und Schicklichkeit seyn — begünstigt, der meint es entweder mit dem Geschlecht nicht gut oder er greift aus thörichtem Sinne zum Falschen. Was recht und unrecht, heilsam und schädlich, gut oder böse sey, das zu wissen und zu entscheiden, wird einem klaren weiblichen Sinne niemals schwer fallen; diese Klarheit wird man aber eher durch Abgeschiedenheit von dieser Welt Händeln als durch Einmischung in sie erhalten. Es hieße die Liebenswürdigkeit der Frauen vollends vernichten, wenn man ihnen zumuthen wollte, in die Fragen über Mein und Dein im öffentlichen Rechte des Staates mitzureden, und wir wiederholen es, diese ganze Anmuthung ging wohl nur aus einem ironischen, die ganze Frage der Censur und Preßfreiheit eigentlich verhöhnenden Sinne hervor.

Auf diesen Punkt angekommen glauben wir unsere Aufgabe gelöst zu haben. Wir haben gesehen, daß das Recht seine Meinung auszusprechen einem Menschen zwar allerdings von der Natur aus zustehe, aber eben so gut wie ein anderes Recht verwirkt werden könne, daß ferner der Staat, insofern er dieses Recht unter Aufsicht stellt, beschränkt, ja sogar aufhebt, eine seiner Idee entsprechende Befugniß und eine Pflicht ausübt, die von ganz gleicher Art mit dem Schutz ist, welchen er dem Eigenthum und dem Leben des Einzelnen angedeihen läßt, und daß endlich durch keine bisher geübte Repressiv- oder Präventiv-Censur das wahre Wohl der Menschheit, das allerdings nicht im versumpfenden Stillstand, sondern nur in einem vernunftgemäßen Fortschritt zu suchen ist, nur im Mindesten einige Beeinträchti-

gung erlitten hat, weshalb das in der Gegenwart vielfältig erhobene Geschrei sich theils wenn man die Thatsachen, auf welche es sich berufen könnte, theils wenn man die Individualitäten der Wortführer näher in's Auge faßt, als ganz nichtig ergiebt; und wir schließen diese Zeilen mit dem durch und durch zu unserer Ueberzeugung gewordenen Satz, daß so gewiß die Erfindung des Bücherdrucks eine der größten Wohlthaten ist, welche jemals dem menschlichen Geschlechte durch die Hand der Vorsehung zu Theil ward, eben so gewiß auch die Censur das einzige Mittel ist, um uns in dem wahren und unverkümmerten Genuß dieser Wohlthat ferner zu erhalten.

ganz erlitten hat, weshalb das in der Gegenwart vielfältig erhobene Geschrei sich theils wenn man die Thatsachen, auf welche es sich berufen könnte, theils wenn man die Individualitäten der Wortführer näher in's Auge faßt, als ganz nichtig ergiebt; und wir schließen diese Zeilen mit dem durch und durch zu unserer Ueberzeugung gewordenen Satz, daß so gewiß die Erfindung der Buchdruckerkunst eine der größten Wohlthaten ist, welche jemals dem menschlichen Geschlechte durch die Hand der Vorsehung zu Theil ward, eben so gewiß auch die Censur das einzige Mittel ist, um uns in dem wahren und unverkümmerten Genuß dieser Wohlthat ferner zu erhalten.

